

Das Gemetzel von Verdun

An der Stätte der blutigsten Schlacht des Ersten Weltkrieges

Es ist kalt an diesem Montagmorgen im Winter 1916. Der Wind bläst über die Hügel Lothringens. Von der Maas steigen Nebelfetzen auf. Zum Glück hat wenigstens der verfluchte Regen der letzten Tage aufgehört, der die Gräben in eiskalten Matsch verwandelt, eine feuchte Kälte, die in sämtliche Poren kriecht.

Es ist der 21. Februar 1916, 8.10 Uhr.

Alles ist vorbereitet. Die Gesichter der Soldaten sind angespannt, da versucht noch einer einen Scherz, um das flaue Gefühl in der Magengegend zu verdrängen.

Nur noch zwei Minuten. Dann wird aus 1225 Geschützen der 5. kaiserlichen Armee unter Führung des Kronprinzen Wilhelm von Preußen ein unvorstellbares, neun Stunden anhaltendes Trommelfeuer auf die französischen Stellungen losbrechen. 1225 Geschütze für einen Frontabschnitt von nur 15 Quadratkilometern.

Um 8.17 Uhr werden die Schallwellen in Trier zu hören sein, um 8.18 Uhr in Saarbrücken, ab 8.12 Uhr schon klirren in Straßburg die Fensterscheiben, was sich noch wochenlang fortsetzen soll. Um 8.23 Uhr wird selbst im über 250 Kilometer entfernten Paris ein dumpfes Grollen hörbar. So grauenvoll laut tost der Geschützlärm, der die Schreie der Verwundeten übertönt.

Ab 13.30 Uhr werden 150 Minenwerfer zusätzlich das Trommelfeuer verstärken. Um 17 Uhr wird die erste Angriffswelle – deutsche Pioniere mit Flammenwerfern – die Gräben verlassen, um dann von den Salven der französischen Maschinengewehre zerhackt zu werden ...

Es ist der Beginn der Schlacht um Verdun. „Ils ne passeront pas“ – „Sie werden nicht durchkommen“, beschwören die französischen Generale ihre Truppen, die verzweifelt versuchen, das Terrain zu halten. Bis zum Ende der Schlacht im Dezember 1916 wird es in dieser Blutmühle des Imperialismus 317 000 Tote und Millionen Verletzte geben ...

Wir – mein Sohn, ein alter Freund und ich – wollen morgen auf den ehemaligen Schlachtfeldern stehen, Bilder machen und zwischen den unendlich scheinenden Grabkreuzen, die mit Namenstafeln und kleinen Rosen geschmückt sind, unseren Gedanken nachhängen.

Aber werden wir diesen Wahnsinn wirklich erfassen können?

Der 15. September 2012 ist der Tag unserer Abreise nach Verdun.

Wir brechen um 6.30 Uhr auf. Unser Weg führt uns bei Karlsruhe über den Rhein, dann Richtung Hagenau tiefer hinein ins Elsass, diese alte und immer wieder durch großdeutsche Begehrlichkeiten bedrohte französische Grenzregion. Weiter Richtung Nord-West, vorbei an der Industriestadt Metz, an den lothringischen Kohlegruben, Richtung Paris.



Paris, die Metropole des Erbfeindes und Hauptkonkurrenten um die Vorherrschaft über das europäische Festland. Paris, jene Stadt, welche schon immer die unterschiedlichsten Emotionen und Sehnsüchte hervorgerufen hat. Dazwischen liegt Verdun mit seinen Befestigungsanlagen, erbaut, um unerwünschte „Paris-Touristen“ aus dem Osten aufzuhalten.

Um 10 Uhr verlassen wir die Autobahn, durchqueren die Altstadt, überfahren die Maas, diesen Fluß, der die Westgrenze des im „Deutschlandlied“ besungenen deutschen Staatsgebietes bilden sollte. Es geht die Maas-Anhöhen hinauf, durch die einstigen französischen Linien, bis zum „Memorial de Verdun“, einem Museum, das den Schlachtenverlauf und die eingesetzten Waffen und Ausrüstungsgegenstände der Soldaten zeigt.

Wir beginnen unseren Aufenthalt mit einem Rundgang durch das Memorial, um uns einen ersten Überblick zu verschaffen. Vor dem Gebäude sind Geschütze und Geschosse aufgebaut. Granaten teilweise größer als ein Mensch, mit 190 kg Sprengstoffvolumen und einer kilometerlangen Flugbahn. Die Artilleristen, die diese Geschosse in Richtung der feindlichen

Linien abgefeuert haben, konnten ihre Gegner nicht sehen, haben nicht gewußt, was und wen sie getroffen hatten. Sie konnten nicht wissen, wie viele Witwen und Waisen jede einzelne Granate hinterließ.

Im Innern des würfelförmigen Gebäudes ist ein Abschnitt der Schützengräben nachgestellt. Man bekommt einen Eindruck vom Chaos, das dieses ständige Trommelfeuer angerichtet haben muß.

An der Decke hat man zwei Kampfflugzeuge befestigt. In einer Vitrine sind

Prothesen für die Verstümmelten ausgestellt. Betrachtet man die ausgefeilten technischen Details der hier zu besichtigenden Geschütze, die diffizile Kleinteiligkeit der unterschiedlichen Tötungsmaschinen und Geräte, so erscheinen die Hilfsmittel für das weitere Leben geradezu lächerlich plump.

Wir verlassen das Memorial und begeben uns zum wohl eindrucksvollsten und zugleich erschreckendsten Monument auf dem ehemaligen Schlachtfeld, dem Ossuaire

de Douaumont – dem Beinhaus. Es ist die letzte Ruhestätte für 130 000 Tote, deren Gebeine man keinen Personen mehr zuordnen konnte.

Unser Weg führt uns linkerhand durch das Dorf Fleury-devant-Douaumont. Obwohl bis auf den letzten Stein zerstört und ohne einen einzigen Einwohner, hat es bis heute seinen Status als französische Gemeinde behalten. Der Ort besitzt eine eigene Postleitzahl, man passiert das Eingangsschild, aber da kommt nichts mehr, nur die von Granaten umgepflügte Landschaft. Lediglich eine Kapelle wurde auf dem einstigen Gemeindeterrain errichtet, an einen Wiederaufbau des Ortes war aufgrund des mit Giftgas und Munition verseuchten Bodens überhaupt nicht zu denken.

Sechzehnmal wurde Fleury-devant-Douaumont 1916 erobert, zurückgewonnen und gleich wieder verloren. Es war der äußerste Punkt, den die deutschen Truppen bei ihrem Vormarsch auf die Stadt Verdun erreichen konnten. Nach dem Krieg wurde dem Ort der Ehrentitel „Village Mort Pour La France“ verliehen – Für Frankreich gestorbenes Dorf.

Will man das Gelände besichtigen, ist es immer noch ratsam, auf den Wegen zu

bleiben, da weiterhin Blindgänger und anderes Kriegsgerät sowie menschliche Knochen zu finden sind. Schilder an den nachgewachsenen Bäumen weisen immer wieder auf die Gefahren hin.

Nach kurzer Fahrt erreichen wir das Gelände vor dem Beinhaus. Hier sind an diesem Samstag nur wenige Besucher unterwegs. Der große zentrale Parkplatz vor dem Ossuaire de Douaumont ist nahezu leer.

Ich habe schon viele Gedenkstätten besucht. Stets störte mich das hektische Getümmel schwatzender Menschen, wodurch ein solcher Ort zu einem reinen Touristenziel verkommt. Davon ist an diesem Samstag zum Glück nichts zu spüren. Das Beinhaus und die ihm vorgelagerten Massengräber mit den Kreuzen werden gegenwärtig instandgesetzt. Das Hundertjahre-gedenken an die Schlacht von Verdun wirft seine Schatten voraus.

Das Beinhaus ist wie ein riesiges Kreuz angelegt, wobei der rechte Kreuzbalken wie ein Pfeil senkrecht und weit sichtbar in den lothringischen Himmel ragt. Im Innern befindet sich die Krypta mit den sterblichen Überresten der toten Soldaten. Man kann beim Umrunden des Gebäudes durch kleine Glasfenster in die einzelnen Kammern sehen. Knochen auf Knochen, völlig ungeordnet. Da lugt ein halber Schädel hervor, dort kleinste Splitter, da ein Oberschenkel, ein Schulterblatt. Im ersten Stock, auf der Krypta liegend, die begehbaren Kreuzbalken, halbrunde mit beigefarbenem Marmor ausgekleidete Röhren. Nahezu jede Marmorplatte trägt einen Namen, ein Geburtsdatum, ein Sterbedatum, die Bezeichnung oder Nummer des Regiments. Irgendein Knochen unten in der Krypta gehört dann zu einem Namen. Es ist wie ein gigantisches und zugleich makabres Puzzle, das nie auflösbar sein wird.

Die katholische Kapelle darf nicht fehlen, wurden die Opfer des Völkerschlagens doch auch im Namen des Allerhöchsten gesegnet, bevor man sie aufeinanderhetzte. So hat man die Religion, als gäbe es diese Vorgeschichte nicht, über den Toten ausgebreitet.

Im Erdgeschoß zeigt man uns einen kurzen Dokumentarfilm zum Verlauf der Schlacht und der Geschichte des Beinhauses. Dann steigen wir den Turm hinauf. Ganz oben befindet sich die Glocke, deren Geläut uns bei der Ankunft in Empfang genommen hat. Je höher wir emporsteigen, um so riesiger wird das Ausmaß der Massengräber, durch die kleinen Sehschlitze wahrnehmbar. Auf der Plattform angekommen, blickt man auf einen großen Teil des einstigen Schlachtfeldes.

Kreuz um Kreuz, Gräberfeld neben Gräberfeld – es ist die schiere Masse, die sprachlos und tief betroffen macht.

Meinem Sohn entfährt ein erschrockenes und überraschtes „Oje!“.

Vom Beinhaus laufen wir über das Hochplateau Thiaumont zu den Überresten des Kampfschutzbunkers P. C. 118. Es bildete eine mögliche Abstiegsstelle in Richtung der Stadt Verdun und war heftig umkämpft. Hier standen sich die Soldaten unmittelbar gegenüber, fanden die gefürchteten Grabenkämpfe statt. Diese 300 Meter blutgetränkter Erde wechselten immer wieder den Besitzer. Noch heute sieht man die Krater der Granateinschläge.



Grafik: Gertrud Zucker

Auch wenn sich die Natur nach und nach das Ihre zurückholt, sind Narben und Wunden, die der Krieg geschlagen hat, allenthalben unverkennbar.

Weiter führt uns der Weg zum ehemaligen Fort de Douaumont, der größten und wichtigsten Anlage im Befestigungsgürtel um Verdun. Durch mehrere Volltreffer und schwere Verluste der Besatzung geschwächt, fiel das Fort schon bald nach dem Angriff in die Hände der kaiserlich-deutschen Truppen, die es dann für ihre Zwecke nutzten.

Am frühen Morgen des 8. Mai 1916 explodierte ein Granaten- und Flammenwerferdepot im Inneren der Festung. Hunderte deutsche Soldaten kamen dabei ums Leben. Über 600 Leichen konnten nicht geborgen werden und wurden kurzerhand in einer Kasematte eingemauert. Dort liegen sie noch heute.

Doch bis in unsere Tage werden diese Opfer des preußisch-deutschen Militarismus von reaktionären Kreisen propagandistisch mißbraucht. Der Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge errichtete ein Kreuz vor der Mauer und spricht von den „gefallenen Kameraden“. Kein Wort über die Hintergründe, keines über jene, in deren Auftrag sie ihr Leben lassen mußten, ist dort zu entdecken. Man tut so, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, daß deutsche Soldaten in französischer Erde ruhen, und als wäre ihr Tod auch das Ende aller Fragen nach dem Warum.

Die letzte Station unserer Reise ist die „Tranchée des Baionettes“ – der Bajonettgraben.

In der Verdun-Chronik ist von einem heftigen Feuergefecht am 12. Juni 1916

die Rede. Eine Einheit des 137. Infanterieregiments stand völlig isoliert unter deutschem Artilleriebeschuß, der so intensiv war, daß die Soldaten in ihrem Schützengraben lebendig verschüttet wurden. Als einziges Relikt und Zeugnis ihrer Existenz ragen Bajonettspitzen einige Zentimeter aus der Erde. Militärgeschichtlich ist diese Version sehr umstritten, wahrscheinlicher dürfte sein, daß in diesem Graben gefallene französische Soldaten mitsamt ihrer Ausrüstung notdürftig bestattet wurden,

wobei man die Bajonettspitzen zur Markierung der Stelle aus dem Erdreich herausragen ließ.

Heute sind sie dort nicht mehr zu sehen. Wo man nach dem Krieg sieben Leichen exhumierte, stehen jetzt Kreuze.

Wir verlassen tief bewegt das Gelände des Schreckens, das auf einer etwa fünfzehn Quadratkilometer großen Fläche von Schützengräben durchzogen wird und treten nicht nur körperlich, sondern auch emotionell erschöpft die Heimfahrt an. Jeder hängt seinen Gedan-

ken nach. Ein rechtes Gespräch will nicht mehr aufkommen.

Dreihundert Tage dauerte die Schlacht um Verdun. 300 Tage und Nächte grauenvollsten Gemetzels um wenige Meter Boden. Am Ende der Kämpfe standen beide Armeen wieder ungefähr auf ihren Ausgangspositionen vom Februar 1916. Dem deutschen Generalstab ging es auch nicht in erster Linie um spektakulären Geländegewinn. Das Ziel bestand darin, möglichst viele Franzosen und deren Kriegsmaterial zu vernichten, um den Gegner so auszubluten, daß dessen militärische Handlungsfähigkeit zum Erliegen kommen mußte. Daß bei diesem menschenverachtenden Plan auch der Tod Hunderttausender eigener Soldaten bewußt einkalkuliert wurde, spricht Bände und überführt das imperialistische Geschwätz der Herren Generale von ihrer angeblichen Vaterlandsliebe der Lüge.

Für mich bedeutet dieser Exkurs in die jüngere deutsch-französische Geschichte, auf die einstigen Schlachtfelder um Verdun, daß man in der Aufklärung über die Hintergründe dieses Krieges nicht nachlassen darf. Der weitere Verlauf des 20. Jahrhunderts stellte Verdun – zieht man die Opferzahlen und die Brutalität der Menschausrötung in Betracht – noch in den Schatten. Auschwitz und Hiroshima sowie das Blutbad der Stalingrader Schlacht zeugen davon.

Dennoch ist Verdun ein Sinnbild der Ursünde des 20. Jahrhunderts – des ungezügelten und vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Imperialismus.

Stefan Marx

Er wagte, die Zukunft zu erfinden

Thomas Sankara ging als Burkina Fasos junger Rebelle in die Geschichte ein

In Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, erinnern noch immer Straßen und ein Platz, die seinen Namen tragen, und nicht zuletzt auch der als Wagen des Präsidenten dienende kleine Renault 5 an Thomas Sankara. Er war ein außergewöhnlicher Staatsmann. Vier Jahre lang drückte er der Politik des kleinen westafrikanischen Landes seinen Stempel auf.

Am 15. Oktober 1987 fiel der junge Offizier einem internationalen Mordkomplott zum Opfer. Thomas Sankara wurde nur 37 Jahre alt. Mitverantwortlich für die Bluttat war Blaise Compaoré, sein vermeintlicher Freund und engster Vertrauter. Er wurde Sankaras Nachfolger und ist bis heute Burkina Fasos Staatschef.

Wer war Thomas Sankara? Allein die äußere Erscheinung des Mannes beeindruckte. Attraktiv, groß und schlank, mit blitzenden dunklen Augen, stolz und würdevoll seine Drillich-Uniform tragend, stets eine geladene Pistole im Halfter an der Seite, ein rotes Barrett als Kopfbedeckung. Er war ein ungeduldiger Intellektueller, dessen Denken in den Worten des Schweizer Menschenrechtlers und UNO-Spezialisten Jean Ziegler „eine außerordentlich kritische Schärfe und analytische Gabe“ besaß. Gleichermassen belesen in der Bibel wie im Koran verfügte er auch über Kenntnisse der marxistischen Klassikerliteratur. Lenins „Staat und Revolution“ würde er sogar auf eine einsame Insel mitnehmen, meinte er einmal.

Thomas Sankara, 1949 im Dorf Yako geboren, wurde vom katholischen Elternhaus sittenstreng erzogen. Er besuchte das Gymnasium in Bobo Dioulasso, spielte in der Freizeit leidenschaftlich gern Fußball und war obendrein musisch begabt – als Gitarrist der populären Band „Tout-a-Coup Jazz“. Frühzeitig schon verinnerlichte der junge Mann Werte der Würde und Toleranz, der sozialen Gerechtigkeit und selbstlosen Hilfsbereitschaft gegenüber anderen Menschen. „Sankara ist der Schöpfer eines Traums, einer neuen und mächtigen Berufung“, schrieb Jean Ziegler.

Den Ungestümen zog es zum Militär. Sankara wurde Fallschirmjäger der Luftwaffe Obervoltas, besuchte Militärakademien und -schulen auf Madagaskar, in Marokko und Frankreich. Recht bald wurde er zum Capitaine (Hauptmann) befördert. Auch die politische Karriere des ehrgeizigen Offiziers führte steil nach oben. Noch im Rahmen des alten Machtgefüges war er Staatssekretär im Informationsministerium (1981), danach Premierminister unter der

Präsidentschaft von Jean-Baptiste Ouedraogo (1983).

Am 4. August 1983 gelangte Thomas Sankara durch einen Militärputsch an die



Den „alten Eliten“ ein Dorn im Auge

Macht. Fortan war der „Conseil National de la Revolution“ – der Nationale Revolutionsrat – oberstes Machtorgan im Lande. „La Patrie ou la Mort, nous vain-



Der Revolutionär war auch ein talentierter Gitarrist.

crons“ (Vaterland oder Tod – wir werden siegen), war Sankaras den Kubanern entlehnte Parole. Seine prophetischen Worte, am Abend jenes Tages in der Hauptstadt verkündet, bildeten den Auftakt zur Revolution. Zugleich handelte es sich um einen Aufstand der Moral. Der Kampf gegen die

Korruption war für den jungen Rebellen ein vorrangiger Auftrag. Rhetorisch hochbegabt, vertraute Thomas Sankara der Mobilisierungskraft seines Wortes.

Er beherrschte die Sprache des Volkes, bedenkend, daß seine Zuhörer einer „afrikanisch-oralen Zivilisation“ entstammten. Seine Maxime war, als Militär bei allen Aktionen mutig voranzugehen und dabei stets bescheiden aufzutreten.

Der Revolutionsführer, nun der fünfte Präsident des Landes, und seine Gefährten hatten ein schweres Erbe übernommen. Obervolta ist eines der ärmsten Länder der Welt mit rückständiger Industrie, maroder Landwirtschaft, schwach entwickelter Infrastruktur, defizitärem Staatsbudget, hoher Kindersterblichkeit und einer Lebenserwartung von 40 Jahren sowie 90 % Analphabeten. Doch Sankara und dessen Mitstreiter waren willens – gestützt auf die Armee und progressive zivile Kräfte – eine neue Gesellschaft zu errichten: unabhängig, frei und eigenständig, kämpfend gegen soziale Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Knechtschaft durch imperialistische Mächte. Allein die von Sankara initiierte indigene Namensänderung des Staates kündete von dem angestrebten Wandel: Aus Obervolta wurde – im zweiten Jahr nach Sankaras Amtsantritt – Burkina Faso, das „Land der Aufrechten“.

In seiner programmatischen Rede vom 2. Oktober 1983, die gleichsam zur Gründungscharta der Revolution wurde, kennzeichnete Thomas Sankara die tragenden Säulen des Umwälzungsprozesses: eine tiefgreifende Agrar-, Verwaltungs- und Bildungsreform. Deren Realisierung verlief zum Teil recht erfolgreich. Alles begann mit der ersten wahrlich außergewöhnlichen Verfügung des Präsidenten: Sämtliche Privilegien wurden abgeschafft, die das alte Regime vorzugsweise dem aufgeblähten Beamtenapparat gewährt hatte. Die Mercedes-Limousinen ersetzte man durch Kleinwagen vom Typ Renault 5, die Flüge erster Klasse für Staatsbeamte wurden gestrichen, die Beamtengehälter reduziert und dem Landesdurchschnitt angepaßt.

Die größte Errungenschaft war jedoch die Selbstversorgung der Burkinabé mit Nahrungsmitteln. Hierzu sagte Sankara: „Unser Land erzeugt genug, um uns selbst zu ernähren. Lebensmittellieferungen lähmen uns. Sie verfestigen in unseren Köpfen die Vorstellung, daß wir Bittsteller oder Bettler sind ...!“ Deshalb lautete seine rigorose Forderung: Selbst anbauen, selbst verarbeiten und

selbst verbrauchen. Das Ergebnis war erfreulich: Binnen weniger Jahre konnte Burkina Faso neben gesicherter Eigenversorgung sogar Nahrungsgüter in Nachbarländer exportieren. Beachtlich waren zudem die Leistungen in den Bereichen Gesundheit, Bildung und – geradezu beispielhaft für Afrika – Umweltschutz. „Wir haben eine Gesundheitsstation pro Dorf eingerichtet ... Schulen gebaut, die Einschulungsrate verdoppelt; sie ist von 12% auf über 23% gestiegen“, bemerkte Sankara stolz in einem Interview, das er der deutschen Journalistin Inga Nagel am 4. Oktober 1987 – kurz vor seinem Tode – gab.

Burkina Faso war auch Vorreiter bei einer umfassenden Impfkampagne. Innerhalb von 14 Tagen wurden 2,5 Millionen Kinder gegen Masern, Hepatitis und Gelbfieber immunisiert. Und schließlich fanden die drakonischen Maßnahmen im „titanischen Kampf gegen den Vormarsch der Wüste“ weit über den Kontinent hinaus starke Beachtung. Es erfolgte die Anpflanzung von Millionen Bäumen. „Seit bald drei Jahren wird in Burkina Faso jedes Familienfest mit dem Pflanzen eines Baumes gefeiert“, erklärte der Präsident 1986 auf einer Umweltkonferenz in Paris.

Die besondere Fürsorge galt der Frauenförderung. Auf diesem Gebiet war die Politik Burkina Fasos durch starkes Bemühen um Gleichberechtigung und Chancengleichheit, das Verbot der sexuellen Verstümmelung und die Ächtung der Prostitution bestimmt. Der humanistischen Erziehung der Kinder, frei von Egoismus und Habgier, wurde große Aufmerksamkeit gewidmet. Auf internationaler Ebene trat Thomas Sankara für die Verwirklichung seiner Vision von der Einheit Afrikas ein. Überdies knüpfte er Kontakte zur Sowjetunion und zu Kuba. Dabei beeindruckte ihn vor allem eine Begegnung mit Fidel Castro auf der Konferenz blockfreier Staaten, die 1983 in Neu Delhi stattfand. Er bekundete Solidarität mit den Sandinisten Nikaraguas und führte intensive Gespräche mit Ghanas Präsident Jerry Rawlings. In seinen argumentativ-kraftvollen Reden vor der UNO-Vollversammlung in New York und der OAU-Konferenz in Addis Abeba verurteilte er die imperialistische Unterdrückungspolitik, namentlich Frankreichs als vormaliger Kolonialmacht, und forderte einen Schuldenerlaß für die Staaten Afrikas.

Bei all dem bleibt die Frage aller Fragen: Warum scheiterte Burkina Fasos „Augustrevolution“? Subjektive Fehlentscheidungen und – damit verbunden – objektiv entwicklungshemmende Faktoren führten zum jähen Abbruch

der revolutionären Phase. Vor allem war die Vertrauensseligkeit des Revolutionsführers verhängnisvoll. Aufgrund seines integren Charakters und mangelnder politischer Erfahrung war Thomas Sankara dem Ränkespiel sei-



Marktszene in Burkina Faso

ner Gegner um Macht und Einfluß in keiner Weise gewachsen. Eine „soldatische Manier“ prägte das gesamte gesellschaftliche Leben, verbunden mit oftmals forschem Vorgehen zur Durchsetzung der Revolutionsziele. Charakteristisch dafür war die wenig durchdachte Handlungsweise bei der notwendigen politi-



Das Essen wird zubereitet

schen Reorganisation der Gesellschaft. Dazu gehörten u. a. die Abschaffung der Gewerkschaften, totales Streikverbot und die Massenentlassung von Lehrern. Politische Organisationen wurden landesweit durch „Comités de Défense de la Revolution“ (CDR) ersetzt. Im Urteil Jean Zieglers waren diese jedoch „ein wenig vertrauenerweckendes, gebrechliches und unsicheres Instrument“. Die Revolutionäre verkannnten den tatsächlichen Bewußtseinsstand der Massen, deren tiefverwurzelte, über Jahrhunderte tradierte Denkart und Verhaltensnormen. Für viele Burkinabé kamen die verordneten Maßnahmen zu schnell, waren sie zu radikal. Sankara und seine Gefährten unterschätzten zugleich auch den

beträchtlichen Einfluß der traditionellen ländlichen Oberschicht auf die Bauernschaft – die Mehrheit der Bevölkerung. Deren totale Entmachtung, namentlich der Mossi-Herrscher, war ein schwerwiegender strategischer Fehler, wurden sie doch so zu den ärgsten Feinden der Revolution.

Die eklatanten Fehlentscheidungen der Sankara-Führung spielten deren Feinden in die Hände. Blaise Compaoré, der neue Machthaber, holte zum Gegenschlag aus. Nach dem Mord an Sankara begann er umgehend mit der Realisierung seiner konterrevolutionären Strategie zur „Korrektur der Revolution“. Mit Thomas Sankara starb die „Augustrevolution“. In der Folgezeit wurden Schritt für Schritt deren wesentliche Errungenschaften zunichte gemacht. Heute ist die Korruption im Lande wieder allgegenwärtig. Burkina Faso befindet sich abermals im Würgegriff vor allem französischer Konzerne und Kapitalgesellschaften. Längst muß das Land wieder Lebensmittel einführen. Die Zahl der Analphabeten ist in den vergangenen Jahren erneut angestiegen.

Alles in allem: Burkina Faso gehört nach wie vor zu den ärmsten Ländern der Welt. Was bleibt?

Das achtungsvolle Erinnern an eine herausragende, selbstbewußte, eigenwillig-starke Persönlichkeit, einen außergewöhnlichen Staatsmann mit edlem Charakter, einen jungen Rebellen eben, dessen großer zukunftsorientierter Entwurf einer ausbeutungsfreien, sozial gerechten Gesellschaft in seiner kurzen Regierungszeit weit über Afrika hinaus beträchtliches Aufsehen erregte. Sankaras Integrität, Unbestechlichkeit und selbstlose Bescheidenheit wie sein Charisma rechtfertigen sicher, einen historischen Vergleich mit Patrice Lumumba anzustellen.

Auch der erste Ministerpräsident des von belgischer Kolonialherrschaft befreiten Kongo zählte nur 36 Jahre und fiel im Januar 1961 ebenfalls einem vom Ausland gesteuerten Mordkomplott zum Opfer.

Am 15. Oktober 2012 – seinem 25. Todestag – pilgerten abermals Tausende (junge Leute voran) zur Grabstätte ihres Präsidenten auf dem Friedhof von Dagnoin vor den Toren der Hauptstadt, um ihr großes Vorbild zu ehren.

Thomas Sankara, der ewig junge Capitaine, Hoffnungsträger im Ringen um eine bessere Welt, lebt in den Herzen vieler Menschen seiner Heimat Burkina Faso und weit darüber hinaus fort.

Dr. Wolfgang Semmler, Bernau

Unser Autor ist Afrikanist.